

polylog

ZEITSCHRIFT FÜR INTERKULTURELLES PHILOSOPHIEREN

Andalusien

Mit Beiträgen von MOHAMED MESBAHI, MOHAMED TURKI, MARÍA ROSA MENOCA, ANTOÍN SÁNCHEZ CUERVO, HELMUT DANNER
und anderen

SONDERDRUCK

5

MOHAMED TURKI

Convivencia und Toleranz in Al-Andalus

27

ROSA MARÍA MENOCA

Hasdai ibn Shaprut: Ein Großwesir in Córdoba

37

ANTOLÍN SÁNCHEZ CUERVO

*Américo Castro und das interkulturelle
Gedächtnis von Al-Andalus*

49

MOHAMED MESBAHI

*Aspekte des philosophischen Andalusien in
der zeitgenössischen arabischen Kultur*

77

Europa und das philosophische Erbe von Andalusien

ANDREAS SPEER IM GESPRÄCH

MIT MOHAMED TURKI

85

HELMUT DANNER

*Patrick Chabal: »The End of Conceit:
Western Rationality after Postcolonialism«*

99

REZENSIONEN & TIPPS

142

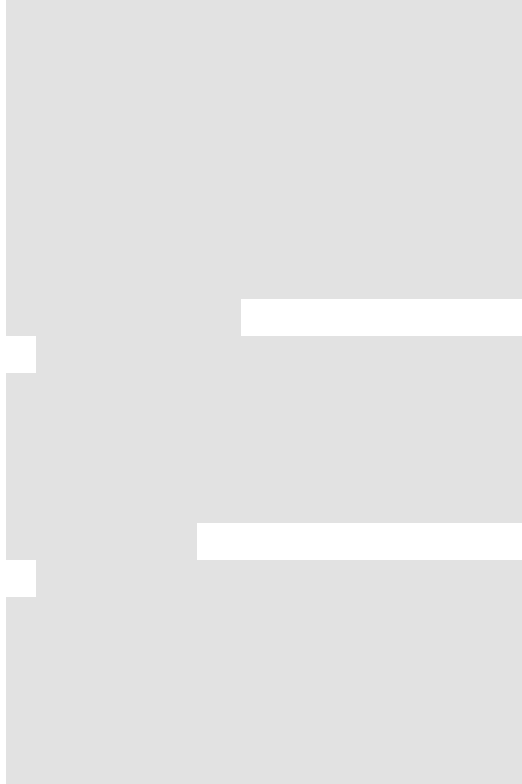
IMPRESSUM

143

POLYLOG BESTELLEN

Andalusien





ARNE KLAWITTER

Dekonstruktion von außen

zu: François Jullien: Der Weg zum Anderen

In seiner Antrittsvorlesung der Professur für Alterität am Collège d'études mondiales im Dezember 2011 hat der französische Philosoph und Sinologe François Jullien noch einmal sein Projekt einer »Dekonstruktion von außen« in komprimierter Form dargestellt und die Zuhörer mit auf seine philosophische Baustelle genommen, die er mittlerweile drei

Jahrzehnte mit großem Erfolg betreibt. Über keinen anderen Sinologen wird in den Kulturwissenschaften gegenwärtig so viel diskutiert wie über ihn – hat er es doch geschafft, die für gewöhnlich recht abgeschottete Sinologie mit originär chinesischen Konzepten philosophisch anschlussfähig zu machen, jedoch ohne sie den westlichen Begriffen anzupassen, wie

Peter Engelmann (Hrsg), François JULLIEN (Autor), Christian Leitner (Übersetzer):
Der Weg zum Anderen. Alterität im Zeitalter der Globalisierung
Passagen Verlag, Wien 2014,
ISBN-13: 978-3709201176, 88 S.

polylog 32
SEITE 111

es vor hundert Jahren z.B. durch Richard Wilhelm geschah. Nun ist der Vorlesungstext im Passagen Verlag erschienen, allerdings unter einem ganz anderen Titel, der ursprünglich auf Französisch »*L'écart et l'entre*« lautete, also »Der Abstand und das Dazwischen«. Übersetzer und Verleger entschieden sich jedoch für »*Der Weg zum Anderen*«. Während der französische Titel ganz im Zeichen der Differenzphilosophie steht, knüpft der deutsche direkt am chinesischen Gedanken des Dao an, der die Interpretation hinüber zum »ganz Anderen« geleiten soll – was zwei völlig unterschiedliche Methoden impliziert und zeigt, dass der Abstand zwischen Frankreich und Deutschland manchmal nicht unbedingt minder kleiner sein muss, als der zwischen Frankreich und China.

Die Frage, warum er sich eigentlich mit China beschäftigte, beantwortet Jullien mit Verweis auf das besonders ausgeprägte Äußerlichkeitsverhältnis zur europäischen Kultur, zum einen hinsichtlich der Sprache und Schrift, zum anderen aber auch in Hinblick auf die Kulturgeschichte. Bei kaum einer anderen Hochkultur mit einer so langen Tradition sei der historisch gewachsene Unterschied so offensichtlich wie in diesem Fall. Doch machen die geographische Entfernung und die kulturellen Unterschiede China nicht von vornherein anders. Äußerlichkeit, sagt Jullien, werde festgestellt (andere Schrift, andere Gewohnheiten, andere Sitten); Andersheit jedoch werde konstruiert. Um der Gleichgültigkeit und Indifferenz zu entgehen, die sich aus einer bloßen Gegenüberstellung ergibt,

versuche er, einen Rahmenwechsel, einen »Ortswechsel im Denken« vorzunehmen, was auf die Frage hinauslief, welche Folgen es für das Denken hätte, »wenn wir die indoeuropäische Großfamilie verlassen und jede sprachliche Verwandtschaft gänzlich aufgeben [würden], wenn wir uns nicht mehr auf semantische Beziehungen stützen können, noch auch eine Etymologie zurückverfolgen, wenn wir mit den syntaktischen Effekten brechen, die unser Denken geprägt haben – die seine Gussformen waren?« (18) An dieser Stelle wird bereits das Wagnis deutlich, das sich mit diesem Ortswechsel im Denken verbindet. Was aber wäre der Gewinn? Jullien verspricht sich von diesem »Umweg über China« zum einen, »mögliche Seinsformen der Kohärenz« ausfindig zu machen, die so etwas wie eine »andere Intelligibilität« (19) darstellen würden, und zum anderen, zu bestimmen, wie weit die Verfremdung des Denkens gehen und funktionieren kann.

Für Jullien geht es nicht darum, das Andere »zu verstehen«, was immer zugleich hieße, es zu absorbieren und die Differenz, die uns von ihm trennt, zu eliminieren. Der Umweg impliziert für ihn gleichzeitig eine Rückkehr zu den Ausgangsbedingungen des eigenen Denkens, zu den »verborgene[n], nicht explizierte[n] Vorannahmen, die das europäische Denken als ›Selbstverständlichkeiten‹ in sich trägt«: »Der Weg über China bedeutet, sich einen schrägen und strategischen Zugriff zu erarbeiten, indem man das europäische Denken von seiner Kehrseite, beim von uns Ungedachten fasst. [...] Der Weg über China bedeutet also,

»Der Weg über China bedeutet, sich einen schrägen und strategischen Zugriff zu erarbeiten, indem man das europäische Denken von seiner Kehrseite, beim von uns Ungedachten fasst. Ich nenne ›ungedacht, wovon wir beim Denken ausgehen, und was wir aus eben diesem Grund nicht denken. Der Weg über China bedeutet also, die Kontingenz des eigenen Geistes zu verlassen, oder in seinem Geist einen Schritt zurückzugehen, indem man die Probe eines äußeren Denkens durchläuft.« (20)



die Kontingenz des eigenen Geistes zu verlassen, der in seinem Geist einen Schritt zurückzugehen, indem man die Probe eines äußeren Denkens durchläuft« (20) – genau das hieße dann: Dekonstruktion von außen.


Statt vom Unterschied will Jullien vom Abstand sprechen. Der Ausdruck »Unterschied« ist für ihn noch zu nah am Begriff der Identität und suggeriert einen kulturellen Essentialismus. Außerdem setzt die Festlegung von Unterschieden insgeheim eine neutrale, äußerliche Position voraus und sie impliziert eine Logik der Integration, d.h. der Klassifizierung und genauen Bezeichnung, was wiederum auf der Grundlage eigener kulturspezifischer Ordnungsschemata erfolgt. Der Abstand hingegen leitet sich von der Entfernung her und eröffnet einen reflexiven Raum, in dem ein gegenseitiges Sich-Mustern möglich wird, »wo der eine sich selbst im Blick des anderen entdeckt«. (33) Der Begriff des Abstands bietet zum einen den Vorteil, dass er nicht von der Setzung einer Verschiedenheit abhängt, sondern aus einer Entfernung hervorgeht, und zum anderen, dass er, »insofern er den Trennungsvorgang deutlich macht, aus dem er geboren wurde, weniger analytisch als dynamisch ist«. (33) Während der Begriff des Unterschieds vornehmlich deskriptiv verwendet wird und lediglich Kontraste, bestenfalls Definitionen hervorbringt, handelt es sich bei dem Abstand um einen äußerst produktiven Begriff, und zwar in dem Maße, »wie er ein Spannungsverhältnis herstellen kann zwischen dem, was er getrennt hat«. (34) Darin sieht Jullien auch das Ziel seiner komparatistischen

Kulturphilosophie: Die Größe einer Philosophie bemesse sich »an dem Abstand [...], den sie hervorzubringen in der Lage ist, um das Feld des Denkbaren zu entfalten und neu zu konfigurieren« bzw. »um durch eine Abkehr vom etablierten Denken gedankliche Ressourcen anderer Art, bislang unerforscht oder brachliegend, anzubieten«. (41)

Die zentrale Kategorie dieser Kulturkomparatistik ist das Dazwischen, dessen Eigenheit es gerade ist, nichts Eigenes zu haben, weshalb es sich auch jeder prinzipiellen Zuschreibung verweigert und notwendigerweise ohne Konsistenz bleiben muss. Solange man die Frage nach dem »Sein« stelle, meint Jullien, entschlüpfe einem dieses Dazwischen: Es kann nicht für sich selbst existieren und »ist« im eigentlichen Sinne nicht. (51) Doch darf das Dazwischen auch nicht auf seine Rolle als Mittler reduziert werden, wie es im abendländischen Denken so oft geschehen ist; vielmehr ginge es darum, es in seiner produktiven Prozesshaftigkeit zur Entfaltung zu bringen, indem der reflexive Zwischenraum allmählich vergrößert werde. Genau das hieße, den Abstand »wirken zu lassen«.

Dem entsprechend versteht Jullien seine Tätigkeit als Philosoph nicht dahingehend, im Inneren der abendländischen Philosophie die Dekonstruktion der Metaphysik voranzutreiben, noch konvertiere er zum chinesischen Denken; vielmehr arbeite er, weder auf der einen, noch auf der anderen Seite stehend, im a-topischen Dazwischen, auch wenn es eine »wacklige Position« ist, da man gezwungen sei, unruhig von einem Fuß auf den anderen zu

»Wenn also das Wirkenlassen der Unterschiede nicht etwa heißt, Welten einzuschließen, sondern vielmehr das Gegenteil: einen reflexiven Raum zu *eröffnen*, dann deshalb, weil der Abstand, wie gesagt, im selben Moment, da er trennt, in ein Spannungsverhältnis setzt und arbeiten lässt, was er getrennt hat; er erkundet somit beiden Seiten.« (42)



treten und abwechselnd den Gedanken und der Kohärenz der einen oder der anderen Denkweise zu folgen. (61) Dieser »Krebsgang« ist für Jullien unmittelbar mit der Bewegung der Übersetzung verbunden, mit dem ständigen Hin- und Herwandern zwischen Kulturen, mit dem Passieren ohne zu assimilieren. Denn eine gute Übersetzung zeige sich daran, ob es ihr gelingt, einen Abstand zwischen der fremden und der eigenen Sprache erkennen zu lassen.

Das Dazwischen, so schließt Jullien seine Betrachtungen, erzeugt erst den Abstand, aus dem das Andere hervorgehen kann, und ist gleichermaßen die Bedingung für das Vermittelnde, das uns mit dem Anderen verbindet. Man dürfe sich auf keinen Fall von den ethnozentristischen Leitbegriffen täuschen lassen: Wir brauchen das Andere, resümiert Jullien, und zugleich den Abstand und das Dazwischen, um ein Gemeinsames zu befördern.